

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 161

Posen, den 17. Juli 1929

3. Jahrg.

## Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse  
von Wilhelmine Fled.

(21 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das Gift weiß auch nicht, daß es Gift ist, und dennoch tötet's. Auch mag ja sein, daß er wirklich nur an geistliche Dinge und himmlische Glückseligkeit denkt; ich verstehe mich nicht auf Keher; aber seine Anhänger deuten es anders. Das ist sicher; und sie werden schon eines Tages ihre Hände nach unserer Habe und Würde austrecken. Ja, hat nicht Herr Johann schon lange mal offen, mal heimlich durchblicken lassen, es sei gerecht, auch den künftigen Sizen im Rat und Anteil am Regiment der Stadt zuzugestehen? Erkennt da die Lehren und den Einfluß von Hinrich Paternostermaker. Herr Johann hat eben immer leider einen Zug zum gemeinen Böbel gehabt. Denkt nur an die Pestzeit. Aber solange die Welt steht, hat es Herren und Knechte gegeben, und Sünde ist es, beide zu vermengen. Würde auch letzten Endes allen nur zum Schaden ausschlagen. Denn nur Herren' verstehen des Regiments richtig zu walten, und Herren werden geboren, aber nicht gemacht. Seht die Gerber und Schuster, die Bäcker und Knochenhauer auf die Stühle des Rates und seht alsdann, was aus unserer großen und herrlichen Stadt wird. Es ist uns besser, daß wir von den Dänen geschlagen werden, als daß uns im Innern der Aufruhr verzehrt. Und daher preise ich es als Fingerzeig und Gnade des Höchsten, daß Johann Wittenborg eben zu dieser Zeit hat sein Amt verlieren müssen. Ihr seht mich so an, Herr Hermann? Ihr glaubt mir nicht? Ist's nicht klar am Tage, daß Herr Johann nach Hinrich Paternostermaker verlangt, weil er durch seine und seiner Anhänger Hilfe Freiheit und Würde wieder zu erringen hofft?

Ich werde vier der dicksten Wachskerzen für den Hochaltar von Sankt Marien spenden,“ beschloß Herr Thomas Murkerle seine lange Rede, „als Dankopfer dafür, daß uns die Ränke dieses Verschlagenen so gnädig offenbar geworden sind.“

Am Abend versammelten sich eine Anzahl Ratmänner im Ratskeller, im Zimmer der Rose. Es waren diejenigen, die immer Johann Wittenborgs heimliche Gegner gewesen und seit seinem Unglück seine erklärten Feinde geworden waren. Es schien, als habe sich auf einmal der Rat in zwei Heerlager gespalten, die selbst in der Behaglichkeit der Trinkstube sich ihrer Gegnerschaft bewußt blieben. Herr Thomas Murkerle aber trug vor, was er schon am Morgen dem Bürgermeister auseinandergesetzt hatte, nur mit drängenderen Worten und heftigeren Gebärden. Man meinte den Sturm, der allerdings zwanzig Jahre später erst losbrach, und mit dem Hinrich Paternostermakers Name untrennbar verbunden blieb, schon jetzt durch die Straßen heulen zu hören. Die Ratsherren horchten hoch auf, ihre Stirnen fürchten sich und um ihre Lippen lag Unheil. Und so geschah es, daß Herrn Johanns Schicksal schon so gut wie entschieden ward an diesem Abend, im Zimmer der Rose.

Ein paar Tage kämpfte Johann Wittenborg noch mit seiner Dual, dann entschloß er sich, einen anderen in sein Geheimnis einzuweihen, den Ratsherrn Peter Attendorn. Der weißhaarige Mann, der am Stod ging, weil ihn die Gicht plagte, kam sofort auf die Nachricht, daß seines alten Freundes Sohn ihn zu sprechen wünsche. Reißend und pfeifend er-

kam er die schmale Stiege, und seine guten Augen umflorten sich, als der Wärter die eisenbeschlagene Tür aufschloß. Mit beiden zitterigen Greisenhänden umschloß er Johanns Rechte, und seine Stimme bebte in besangener Ergriffenheit. „Mein lieber Junge, ich hätte wahrhaftig eher gedacht, daß ich auf dem Block endigen würde, als daß ich dich im Turm besuchen sollte.“

Der Bürgermeister lächelte seltsam. „Vielleicht bin ich's, der einmal auf dem Block endet. Auf halbem Wege dahin bin ich ja schon.“

Der alte Ratsherr sank auf den Holzschemel, den Johann ihm hingeschoben hatte. „Bewahr' uns der Heiland und seine gnadenreiche Mutter! Derlei soll man auch im Scherz nicht aussprechen. Es ist ja ohnehin schon viel zu weit gekommen. Ach, wenn dein seliger Vater das wüßte! Wie oft hab' ich in dieser Zeit daran denken müssen, wie fröhlich wir in seinem Hause zusammen waren, im Winter am Kamin, wenn Frau Beate, deine gute Mutter, Gott tröst' ihre Seele, uns den heißen Hippokras kredenzte. Aber ich werde geschwähig, wie alle alten Leute“, unterbrach er sich, als Johann nicht antwortete. „Du hattest ein Anliegen, mein Sohn. Was ist's?“

„Ich habe einen“ — der Bürgermeister zögerte flüchtig, — „einen Patensöhn, Klaus Krukow heißt er; ein lieber, tapferer Junge. Er bestand darauf, mit mir in den Krieg zu ziehen, und geriet verwundet in Gefangenschaft. Verwundet, Herr Peter, bedenkt, was das sagen will. Ich fürchte für sein Leben, wenn ihm nicht bald Hilfe wird. Und seine Mutter ist eine arme Frau, die das hohe Lösegeld nicht zahlen kann. Das man für ihn fordern wird.“

„Warum denn so hoch?“ fragte der alte Ratmann, dem trotz äußerer Greisenhaftigkeit die Schnelligkeit des Denkens nicht abhanden gekommen war. „Ein Wäppner von niederer Herkunft?“

„Die Dänen erfuhren zum Unglück, daß er mir wert sei.“ „Aha! Und ich soll die Zahlung der Lösung ins Werk setzen?“

„Tätet Ihr's, ich wäre Euch ewig dankbar. Wenn ihr den Jungen kennt! Er ist schön, wie einst seine Mutter war und so fröhlich wie ein Sonnenstrahl.“

„Hm.“

„Ich hab' einen Hof in Israeltzdorf. Nicht den großen, der meines Weibes Morgengabe ist, den kleineren am Wald, Ihr wißt schon. Er ist zumindest sechshundert lübische Mark wert. Leih mir einstweilen das Geld, verkaufte danach den Hof und macht Euch bezahlt. Ich bitte Euch inständig. Ihr wißt nicht, welche Last Ihr mir damit von der Seele nehmen würdet.“

„Hm. Nicht alle Leute tragen so viel Sorge um einen Patensöhn.“

„Es gibt auch nicht viele Patensöhne, die diesem gleichen.“

Der alte Ratsherr, den man in seiner Jugend den tollen Attendorn genannt hatte, lächelte fein. „Ja, ja; ja, ja. Es gibt mancherlei Patensöhne. Ich kenne das, und es ehrt dich, daß du es mit deinen Patenpflichten so genau nimmst. Dem Heino Bolbeduck und Christoph von Wickede haben die Dänen auch einen Sohn abgenommen. Sobald die eine Möglichkeit finden, dem Atterdag die Lösung zu schicken, schließe ich mich an.“

Wieder preßte Johann die Hand des Alten, daß es schmerzte. „Ich dank' Euch von Herzen. Sobald als möglich, Herr Peter, nicht wahr? Ich hab' Euer Wort?“

„Das hast du.“

Johann lächelte, wie von schwerem Druck befreit. „Ich



Hoffe, die Zeit wird kommen, da ich Euch nicht nur mit Worten für Euren Liebesdienst danken kann“, sagte er. Ihm war in diesem Augenblick, als müsse sich auch für ihn die Kerkertür öffnen. „Sprecht, wie ist die Stimmung gegen mich im Rat, Herr Peter?“

Der Blick des alten Rathsherrn irrte ab. Dies war ja gerade die Frage, die er immer gefürchtet hatte.

„Ja — ja. Wo viele Köpfe sind, sind viele Sinne, und mancher mag lieber am Herzen verwundet werden als — wie leßthin — am Beutel. Aber du hast viele Freunde. Viele Freunde. Auch unter dem Volk. Immer wieder hör ich das. So laß uns vertrauen, daß die Heiligen alles zum Guten lenken werden“, jagte er, aber er lächelte nicht mehr und beeilte sich, den Kerker zu verlassen.“

Ernst und betrübt hinkte der alte Rathsherr die Stiege hinunter. Er wußte, die Stimmung gegen den Sohn seines alten Freundes war gereizt gewesen von Anfang an. Helle Entrüstung hatte die Sitzungen durchtobt, die täglich zu mehreren Malen stattfanden. Zwölf große Koaagen sich hinter dem Rücken wegnehmen zu lassen, wie ein dummes Huhn, das nicht auf die Eier achtgeben kann.

„Eine Schmach ist's, die uns zum Gelächter des ganzen Nordens macht. Jetzt zeigt sich's, daß Herr Johann in Wahrheit immer nur ein Gewaltiger der Zunge gewesen ist“, rief jemand, und Herrn Peters Einwand, daß es ja nicht in Menschenmacht stehe, zugleich zu Lande und zur See Krieg zu führen, weckte nur die erzürnte Antwort: „Das weiß jeder Knabe, nur der Bürgermeister von Bilbeck nicht, wie es scheint.“

Seit kurzem schien nun die Stimmung gegen den Gefangenen noch schlechter geworden zu sein, und das lag sicher nicht allein an den Schadenberechnungen und entrüsteten Klagen, die eine Stadt nach der anderen einzureichen begann. Etwas anderes mußte es sein, und es schien das Geheimnis der Herren Murerke und Autenstein, Oldenborch und Bardeviel, die allezeit die Köpfe zusammensteckten, auch das Sitzungszimmer gemeinsam zu verlassen pflegten, als wollten sie ihre Beratungen sonstwo fortsetzen. Herr Peter seufzte. „Johannlein, Johannlein — ich fürchte, deine besten Tage sind vorüber.“ — — —

Zum erstenmal, seitdem der Turm ihn umschloß, lag Johann nicht die halbe Nacht in verzweifeltstem Grüdeln wach. „Hab' nur Geduld, mein Klaus. Dein Vater vergift dich nicht, und die Heiligen hören das Gebet deiner Mutter und beschirmen dich. Oh, des glücklichen Tages, wenn das Lösegeld in die künftigen Hände der Dänen gleitet, wenn das Tor des Kärnan sich wohl oder übel aufstun muß, und die köstliche Luft der Freiheit die ausgemergelten Glieder umweht. Ja, Barbara, unser Sohn wird frei werden, und niemals lassen wir ihn wieder fort.“

Johann streckte sich auf seinem Spannbett aus. Ganz leicht und frei wurde ihm ums Herz, und seine Augen schlossen sich. Im Traum aber war's ihm, als schritte er mit Klaus durch das Burgtor bis hinunter zu der Stelle, wo ein Einsiedel für ein Almosen Wanderer über die Trave zu setzen pflegte. Und ganz deutlich meinte er die liebe Stimme seines Jungen zu hören: „Laßt uns gemeinsam über den ewigen Strom fahren, Herr Vater.“

„Herr Vater“; so hell schmeichelte sich ihm der Klang ins Ohr, daß er darüber erwachte, als habe ihn jemand angerufen.

Und wenn er es gleich niemals erfuhr, so war's doch ein seltsames Zusammentreffen, daß genau zu dieser Stunde der kleine Klaus über den Strom setzte, aber es war nicht der des Lebens. Die Wunde, die in der Finsternis des Kärnan niemand reinigen und verbinden konnte, gab ihm den Tod. In den Armen eines Greifswalder Wäppners verröchelte Klaus KruLOW, und die fremde Erde nahm ihn auf ohne Priesterwort und Gebet.

Aber seine Seele hatte im Scheiden noch einmal den Vater gegrüßt, die grünen Buchenwälder und den glühenden Strom seiner Heimat.

## XVII.

Seitdem war Monat um Monat ins Land gegangen. Schnell und leicht für die Jungen und Frohen, die liebten und sich vergnügten, mochten die Steuern so hoch sein, wie sie wollten, und die die Weltkündel ruhig dem Herrgott über-

lassen, gemächlich für solche, die in Haus und Werkstatt für Weib und Kind schafften und nach des Tages Arbeit sich bei einem Krüge Bieres und mehr oder minder gescheiten Reden erfrischten, schleichend und qualvoll für den, dessen Seele noch immer in Schmerzen und Sorgen stand und dessen Schritte noch immer den engen Raum des Turmes durchmaßten. Das Stückchen Himmelsbläue vor seinem Fensterlein war nacheinander von Herbstblässe überzogen worden und von schwerem Wintergewölk, das Flocken auf das Lager des Gefangenen herabstiebt. Dann waren die langen schwarzen Nächte langsam kürzer geworden, lichter Weiß und Blau hatte die Wiederkehr des Frühlings verkündet, und der Star vom Siebel eines nahen Hauses hatte es bekräftigt. Aber in Johann Bittenborgs Elend brachte die Zeit keinen Wandel. — —

Einmal freilich hatte sich dem Gestürzten die Tür seines Kerkers geöffnet, damit er sich in Stralsund vor dem Hanse tag wegen seines Verhaltens im Dänenkrieg verantworte. Im ersten Morgengrauen war er unter starker Bewachung durch eine Schar Stadtknechte ausgezogen. Wie seltsam das gewesen war, durch die leeren, stillen, nebligen Straßen zu reiten, in denen der Klang der Hufe leises Echo weckte, Wie tote, gleichgültige Augen starrten die Fenster, und die festerrammelten Türen schienen wie ein Symbol verschlossener Herzen. So muß einem Gespenst zumute sein, das noch einmal an die Stätte seines irdischen Wirkens und Leidens zurückkehrt, fühlt Johann. Der kleine Bug rasselte die Breite Straße hinauf. Da ragte das Rathaus auf, in dem er einst den höchsten Ehrenplatz innegehabt hatte, in dem sein Wort Befehl gewesen war. Vorbeil Unwillkürlich griff der Bürgermeister sich an die Brust, so heiß wühlten Zorn und Schmerz darin. Hinter dem Rathaus, mächtig und ruhevoll, ragte die Kirche, in der Herr Hinrich schlief. Mit hohen Ehren, hatte auch er gemeint, dort einst zur Ruhe gelegt zu werden. Die Ruhe würde ja kommen, so oder so; aber die Ehre? Er kam an seinem Hause vorbei, und dann fiel ihm Telse ein. Nicht einmal hatte sie ihn besucht: Gottschalk Bardewiel hatte ihm gesagt, sie könne sich nicht entschließen, am helllichten Tage in den Turm zu kommen, und des Abends sei es für eine vornehme Frau nicht sicher in den Straßen wegen des vielen umhererschwärmenden, fremden Schiffsvolks.

Johann hatte dazu nur ein wenig die Lippen verzogen. Ob Telse kam oder nicht, — sie würde ihm immer gleich fern sein; es machte so gar nichts aus. Eine, wußte er, die wäre zu ihm gekommen, wenn man es nur geduldet hätte, und ob Peß und Schwefel vom Himmel fielen. — — Seine Söhne waren einmal gekommen, an einem regentriefenden Nachmittag. Hans befangen nach Worten suchend, Gerwin blaß und so sichtbar beschämt, daß Johann ihm beim Abschied sagte: „Geh mit Gott, mein Sohn, und wenn dir's allzu schwer fällt, deinen Vater im Turm zu besuchen, so wisse, daß ich dir nicht zürne, wenn du wegbleibst.“

Und Gerwin hatte sich die Erlaubnis zunuge gemacht. —

Ein paar Tage lang zogen sie über Heiden und Moore, durch die Wälder und Felder des fruchtbaren Mecklenburg und Pommern, bis sie Stralsund erreichten. Eng und finstern lag am Sund die Stadt, deren Chronik mit Blut geschrieben war und neben der das bewehrte Lübeck licht und heiter erschien. Und dann kam das Schwere! Das Erscheinen im Ratsaal, als Angeklagter, vor den Männern, neben denen er einst gegessen hatte als geehrter Freund, und denen sein Wort viel gegolten hatte.

„So tretet denn vor, Herr Johann Bittenborg, und verantwortet Euch vor der Hanse ob Eures Tuns.“

Und er war vorgetreten in seiner von Kerkerluft, von Wachen und Sorgen verblichenen Schönheit, hoch aufgerichtet, aber mit mattem Blick.

Seine Flammen waren lange, lange herabgebrannt; nur als er davon sprach, daß er's für seine Pflicht gehalten habe, den Rest der Flotte und der Wäppner unverfehrt zurückzubringen, glommt noch so etwas wie ein paar Funken in seiner Rede auf.

Bertram Wulflam, im Schmuck der goldenen Kette — seit kurzem war er Bürgermeister —, saß im Ehrensitz. Breit waltete ihm der schwarze Bart auf das Sammetwams, und in seinen kühlen, klugen Augen lag ein fählerner Blick. Neben seiner granitenen Festigkeit erschien Johann wie ein Schemen.

(Fortsetzung folgt).



# Der erste amerikanische Tonfilm ist da.

Der singende Narr.

Nun sind die Zweifel beseitigt. In einem großen Berliner Kino fand die Erstaufführung eines amerikanischen Tonfilms statt.

Die Spannung, die man diesem neuen technischen Wunder schon von Hause aus entgegenbrachte, wurde noch dadurch erhöht, daß man den Film schon verschiedentlich zur Aufführung angefordert, aber immer wieder mit der Begründung abgelehnt hatte, daß Patentschwierigkeiten eine Vorführung unmöglich gemacht hätten. Aber endlich kam der Tag. Man füllte das Theater. Eine Vorstellung um Mitternacht mußte



W. Solson, der bekannte amerikanische Kabarettist, der in dem ersten amerikanischen Tonfilm „Der singende Narr“ die Hauptrolle hat, in zwei Charakterstudien.

angezeigt werden, um den Andrang des Publikums wenigstens einigermaßen zu befriedigen. Wer das Glück hatte, Einlaß zu finden, erlebte die Premiere eines modernen Wunders. Der Film hieß „Der singende Narr“ und ist von der Warner Bros hergestellt nach dem sogenannten Vitaphone-Verfahren. Bei diesem werden große Schallplatten mit 80 Zentimeter Durchmesser verwendet, die den Ton übertragen, der mit der kleinsten Bewegung der agierenden Schauspieler auf der Leinwand parallel läuft. Ein anderes Verfahren nennt sich Movietone. Dabei ist der Ton auf den Celluloidstreifen gebaut und kommt in absoluter Gleichzeitigkeit mit dem Bild zu Gehör. Ähnlich wie beim Radio ist ein großer Lautsprecher hinter der Leinwand angebracht, der den Ton mit großer Verstärkung vermittelt.

Selbstverständlich darf man die Handlung eines Tonfilms nicht mit den üblichen künstlerischen Maßstäben messen. Ganz abgesehen davon, daß man beim „Singenden Narr“ noch neues Land betrat, geht die Generallinie mehr zur Operette oder Oper, als etwa zum Schauspiel oder der Pantomime. Die Handlung schrieb man drum herum. Wählte die Geschichte von einem Schlagertrompeter, der als Kellner in einer geheimen Nachtbar arbeitet, nebenbei singt und komponiert und eines Tages von dem großen Broadwaydirektor entdeckt wird. Er läßt die Frau, an der sein Herz hängt, in seinem Ruhm mit aufsteigen, geht ganz in der Arbeit auf und in der Liebe zu seinem Kind. Bricht zusammen, ist nahe daran, ganz zu verkommen, als ihn die vergötterte Gefährtin seines Lebens verläßt und das Kind mitnimmt. Diesem Kind singt er einmal mitten in der Nacht, als er es in den Schlaf wiegt, das Lied vom „Sonny Boy“, er singt es ihm in der Sterbestunde und trägt es dann, als er aus dem Hospital zerbrochen ins Theater wandt, blutenden Herzens vor Tausenden am Broadway vor.

Trotz mancher Mängel, die dem Tonfilm noch anhaften, bedeutet sein Auftauchen für ihn ein Sieg auf der ganzen Linie. Die deutsche Film-Industrie wird sich daran halten müssen, den Vorsprung einzuholen.

## Der tönende Farbfilm.

Ein ebenso großes Problem wie der tönende Film ist der farbige Film, an dessen Vervollkommnung seit Jahren gearbeitet wird. Die Vereinigung von Farben- und Tonfilm gelang bisher noch nicht einwandfrei und war insofern kompliziert, als stets zwei verschiedene Filmstreifen hergestellt werden mußten, ein Streifen für die Stimmaufnahme, der andere für die Farbaufnahme. Sobald für Ton- und Farbaufnahme ein gemeinsames Negativ verwendet wurde, mußte man die Erfahrung machen, daß die Gelatine auf dem farbigen Zelluloidstreifen auf der verbundenen Tonspur Mängel erzeugte.

Jetzt ist es endlich gelungen, durch ein neues Verfahren diesen Uebelstand zu beheben. Die vollkommene Vereinigung



Der Tonfilm marschiert. Auch ein zweiter amerikanischer Tonfilm ist vorführungsbereit. Er heißt „Submarine“ und hat eine U-Boot-Katastrophe zum Vorwurf. — Ralph Graves und Jack Holt in tragenden Rollen. Phot. Metro.

des Sprach- und Farbfilms ist das Resultat eingehender wissenschaftlicher Studien und Experimente, die von Dr. Leonard Eroland, Boston, und J. Arthur Ball unter der Oberleitung von Dr. Herbert Kalmus, dem Präsidenten der Technicolor-Corporation, durchgeführt wurden. Zum erstenmal wurde dieses vervollkommnete Verfahren der Verbindung von Farbe und Ton für die Aufnahme einiger prunkvoller Ausstattungsszenen des Paramount-Großfilms „Artisten“ zur Anwendung gebracht. Auf einem Zelluloidstreifen von etwa 25 Zentimeter Breite konnten auf diese Weise die Gestalten von achtzig Tänzern und Tanzgirls in den herrlichsten Kostümen, die Gestalten der fünfzehn Hauptdarsteller und das gesamte Auditorium — etwa dreizehnhundert Personen — in völlig naturgetreuen Farben reproduziert werden. Auf dem gleichen Streifen wurden die Gesangsstimmen von etwa hundert Personen aufgenommen, ferner die dazugehörige Begleitung eines fast vierzig Mann starken Orchesters sowie Dialogszenen und der Applaus des Publikums.

## Tierpflege an heißen Tagen.

Wird die Wärme des Vorsommers schon zur Hitze, dann ist das Schwemmen des Viehs auf dessen Gesundheit von heilsamem Einfluß. Dabei müssen aber folgende Regeln beachtet werden: 1. Das Schwemmen der Tiere im erhöhten Zustande ist für die Gesundheit derselben höchst nachteilig. — 2. Das Schwemmen in schlammigem Wasser ist ebenfalls schädlich, da sich der Schlamm in den Poren der Haut festsetzt, wodurch die Hauttätigkeit gehemmt wird. — 3. Der Aufenthalt der Tiere nach dem Schwemmen in zugigen Schuppen, an Häusern usw. wirkt gleichfalls nachteilig. — 4. Gut, doch nicht unbedingt notwendig ist es, wenn die Tiere nach dem Schwemmen tüchtig mit Strohwischen und dergleichen abgerieben werden. — 5. Das Treiben der Tiere auf staubigen Straßen ist unmittelbar nach dem Schwemmen zu vermeiden.

Auch für die Schweine ist das Schwemmen bei großer Hitze durchaus angezeigt; doch sollen die Tiere dahin nicht erst auf langen Wegen getrieben werden. Vor allem muß man auf die Zuchtäue, die jetzt vielfach ferkeln, achtgeben und sie überhaupt sorgsam pflegen und füttern. Letzteres gilt auch für die trächtigen und säugenden Schafe. Die Ziegen kann man in der kommenden Zeit morgens und nachmittags auf die Weide treiben; dann brauchen sie zu Hause nicht mehr viel Futter, nur etwas Heu und vielleicht eine Tränke aus Kleie mit rohen (aber sauberen!) Kartoffelschalen. Besonders peinliche Sauberkeit ist in der warmen Jahreszeit vor allem auch im Ziegenstall angebracht. Wer Kaninchen hat, muß in der Hauptsache immer auf trocken eingebrachtes und auch sonst einwandfreies Grünfutter achten.

Wenn die warme Witterung zunimmt, muß man auch den Hühnern genügend Grün geben, nicht aber zu zeitig der zahlreichen Jugend auf dem Geflügelhof. Deren Gedeihen macht nun die Hauptfrage aus, und in diesem Jahre allgemein noch mehr als sonst, da das leidige Frühjahrswetter nicht nur bei den schweren, sondern auch bei den leichten Hühnerrassen



die Bruten erheblich verzögert hat. Um der Ungeziefereplage entgegenzuwirken, müssen die Ställe regelmäßig gereinigt und gut gelüftet werden; wo es nicht anders geht, muß das Auswetzen der Ställe und Einstreuen von Insektenspulver helfen.

## Bildfunk Berlin ist eröffnet.

Nachdem andere Länder, besonders Amerika, bereits seit einiger Zeit den Bildfunk eingeführt haben, findet in Deutschland nunmehr auch die Uebertragung von Bildern im offiziellen Funkprogramm Aufnahme. Nachdem der Bildfunk monatelange Vorversuche bestanden und vielerlei technische Verbesserungen erfahren hat, ist er jetzt durchaus publikumstreu. Selbstverständlich steht er, wie seinerzeit die Schallübertragung, noch am Anfang einer Entwicklung, deren Verlauf man heute noch nicht absehen kann.

Man hat jedoch aus den Mängeln, die sich vor fünf Jahren bei der Gründung einer neuen Industrie zeigten, gelernt und wird die verschiedenen Systeme in der Weise normen, daß man die Bildsendung mit jedem beliebigen Empfangsgerät aufnehmen kann.

Der Berliner Sender hat das Zyklograph-System aufgenommen, das sich ganz besonders bewähren soll.

Es ist eine irriige Meinung, wenn man das Verfahren der Bildübertragung mit der Möglichkeit eines technisch entwickelten Fernsehens in Zusammenhang bringt. Es sind dies zwei völlig verschiedene Vorgänge, von denen der erstere technisch weit entwickelt ist, während das Fernsehen bisher noch keine Möglichkeit bietet, der Allgemeinheit nutzbar gemacht zu werden.

## Uhren - Anekdoten.

Bultenstiel kam aus Bugtehude nach Berlin und renommierte dort gelegentlich mit der heimatischen Turmuhr und ihrem wunderbaren Glockenspiel, gegen welches das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche ein Waisenkind sei.

Da trat jemand auf und sagte: „Lieber Bultenstiel, das mit Ihrer Turmuhr ist nur halb so schlimm. Denn sehen Sie, wir haben zu Hause eine Uhr, die geht im Winter schneller als im Sommer und geht doch richtig!“

Bultenstiel staunte Bauklöße und heischte Erklärung.

Zartes Hohngelächter in der Stimme, fragte ihn der andere: „Menschenkind, kennen Sie denn keine Gasuhr?“

Ein unverbesserlicher Spatzvogel war früher in Wien der Stilleben-Maler Max Schödl. Eines Tages traf er mit dem berühmten Komiker Girardi zusammen und hielt diesem die Taschenuhr ans Ohr, indem er sagte: „Hör'n S' was?“ — „Nein, i hör' gar niz!“ antwortete Girardi. „Na, das is Ihr Glück!“ freute sich Schödl, „denn sonst wär'n S' taub g'we'n! Die Uhr geht nämlich nicht!“

Klettermaxe hatte eine Uhr geklaut. „Wie kamen Sie dazu?“ fragte ihn Stirnrundelnd der Richter. Maxe antwortete: „Das war so, Herr Richter: Ich ging durch das Zimmer und da sah ich die Uhr, die auch ging, und da dachte ich: na, da können wir ja zusammen gehen!“

Ein Wanderbursche kam nach Werder bei Berlin. Mit Erstaunen sah er, daß der Kirchturn zwei Uhren aufzuweisen hatte. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, was wohl die Werderschen zu einer solchen Doppelung veranlaßt haben könnte. Schließlich kam ihm die „Erleuchtung“. „Aha“, sagte er, „damit keiner auf den andern zu warten braucht, wenn einmal zwei zu gleicher Zeit nach der Uhr sehen wollen.“

## Bedenktage.

17. Juli.

Dem Gedächtnis Jacob Christoph Heers. Am 17. Juli wäre der Schweizer Dichter Jacob Christoph Heer siebenzig Jahre alt geworden — er erlag vor vier Jahren, am 20. August 1925, einem Herzleiden, nachdem er in der letzten Lebenszeit auch in materielle Not gekommen war. Aus kleinen Verhältnissen — er war als dreizehntes Kind eines Mechanikers in Töb bei Winterthur geboren — hatte er sich durch Volksschule und Seminar zum Lehrer hinaufgearbeitet, als welcher er sieben Jahre lang in einem Alpendorf, dann in Zürich tätig war. Dann wurde er Journalist und war im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ Nachfolger Carl Spittlers. Einige Zeit wirkte er auch als Redakteur der „Gartenlaube“, zog sich dann aber zurück und lebte in Stein am Rhein ganz seiner Schriftstellerei. Seine stärksten Erfolge erzielte er mit den Romanen „An heiligen Wassern“ (1899) und „Der König der Bernina“ (1900), und die Treue der Landschaftsbilderung mehr als die Charakteristik seiner Menschen rechtfertigte den Erfolg. Von seinen späteren Büchern sind die Geschichte seiner Jugend „Joggeli“ und die Romane „Der Wetterwart“ und „Laubgewind“ zu nennen. Gewiß werden sich viele dieser Werke gern erinnern, und immer neue Auflagen seiner besten Bücher zeigen, daß er noch viele neue Freunde gewinnt.

## Die Krüger-Millionen.

Lange Zeit hat man nichts mehr von dem sagenhaften Goldschatz gehört, den Präsident Krüger, als der Freiheitstapf der Buren gegen die Engländer seinem unglücklichen Ende entgegengehend, vergraben haben soll. Wie die Legende von dem angeblichen Schatz entstanden ist, weiß man nicht. Jedenfalls wollten die Gerüchte darüber nicht verstimmen. In der Umgebung von Pretoria, „unter der Wurzel eines riesigen Baumes“, sollte der Schatz vergraben sein. Bald nach Beendigung des Burenkrieges ging die Sucherei los. Verschiedene Gesellschaften bildeten sich, um den Schatz zu heben. Viele Riesenbäume mit großen Wurzeln mußten daran glauben, aber von dem Golde fand man nichts. Jetzt machen die Krügermillionen wieder von sich reden.

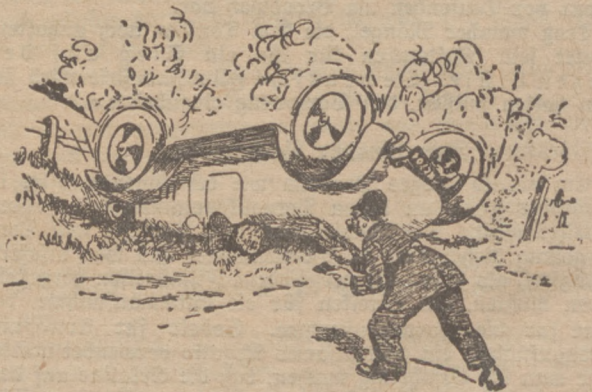
Vor einiger Zeit erschienen nachts neun Männer unter Führung einer Frau auf dem Hof eines Bauern und fingen an, unter einem Baum zu graben. Der Bauer hörte es, weckte sein Gefinde, und nun begab man sich, mit Gewehren bewaffnet, zu den nächtlichen Ruhestörern. Die entpuppten sich als harmlose Schatzgräber. Der Bauer befahl ihnen, sofort den Hof zu verlassen. Doch die Frau bat und flehte, man möge sie doch suchen lassen. Hier sei der Ort, wo der Schatz vergraben sein müsse. Ein Geist habe ihr das nächtlich im Traum verraten. Der Bauer aber blieb unerbittlich. Die Schatzgräber wurden davongejagt. Am nächsten Morgen fing der Bauer selbst an zu graben. Er hielt das mit dem Geist zwar für Unsinn; aber immerhin, man konnte sich ja schließlich einmal selbst überzeugen. Er grub und grub, aber von den Krügermillionen war nichts zu entdecken. Vielleicht war es doch nicht der richtige Baum . . . ?!

## Aus aller Welt.

Der Gelehrte auf der Brautshau. Der große Orientalist, Professor Bode zu Helmstädt, war und blieb ein Neuling in allem, was auf das bürgerliche Leben Bezug hatte. Ein Freund überredete ihn, doch auch einmal daran zu denken, sich eine Frau zu nehmen. Bode hatte nichts dagegen, und als ihm sein Freund eine bestimmte Dame vorschlug, genehmigte er auch diesen Vorschlag, und war damit einverstanden, daß der Freund den Brautwerber spiele und der Auserwählten im Namen Bodes einen Antrag mache, auf den er eine günstige Antwort erhielt. Den folgenden Tag mußte dann Bode in Begleitung seines Freundes der Dame einen Besuch machen. Man setzte sich um den Tisch, an dem die Braut und einige Verwandte saßen. Bodes Freund wiederholte den Antrag; er wurde angenommen, und die Verwandten der Braut fragten den Gelehrten nun selbst, ob dies alles auch sein Wille sei. Bode nahm die Pfeife aus dem Munde, und sagte: „Wenn alle einwilligen, so willige ich auch ein!“

Ein gewinnbringendes Geschäft. Bei einer Revision entdeckte die Justizverwaltung sonderbare Zustände im Gefängnis von Lugos (Rumänien). Der Gefängnisdirektor hatte nämlich aus der Strafanstalt ein Hotel gemacht, das an den Markttagen von den Bauern der Umgegend gut besucht wurde. Der Logierpreis war niedrig und die Küche — die ja vom Staat einen großen Zuschuß erhielt, hatte einen guten Namen bei den Besuchern. An Kirrmessen, Markttagen oder anderen Feiten beurlaubte der Direktor die Gefangenen, die sich in seinem „Etablissement“ befanden, um Platz für die zahlreichen Gäste zu machen. Diese Gunst mußten die Urlauber mit Eier, Butter und Fleisch bezahlen, womit wiederum die Gäste beköstigt wurden. Diesem lohnenden Geschäft ist jedoch jetzt ein Ende bereitet worden; der Direktor ist nunmehr selbst Gast in seinem Hotel.

## Fröhliche Ecke.



## Humor des Tages.

Das Auge des Gesetzes. Polizist: „Verstecken Sie sich nicht! Sagen Sie mir sofort Ihren Namen und Adresse!“ Tit Bits.